

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 5 (1901)
Heft: 11

Artikel: Albin Indergand [Fortsetzung]
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573977>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

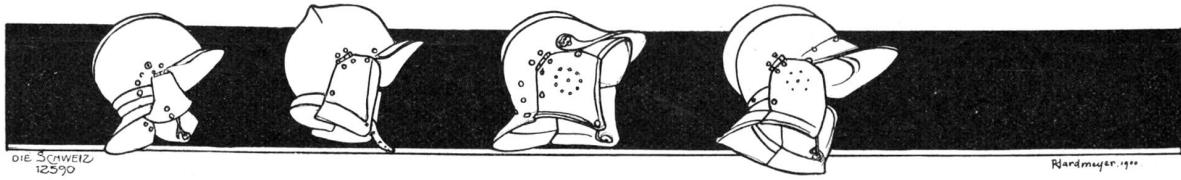
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Schweizerisches Landesmuseum: Weiße Burgunderhauben XVI., XVII. Jahrh.

Albin Indergand.

Roman von Ernst Zahn, Göschenen.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

So stiegen sie denn stumm bergan, einer hinter dem andern. Es war eine schwüle Luft. Der Himmel war trüb, von jenem leuchtenden Grau, das hinter Gewitterwolken die sengende Sonne verrät. Neberall zu Seiten des Weges leuchtete das Grün jungen Grases aus dunklen Steinen. Nach einer Weile erreichten sie die Weghöhe. Da starrte zu ihrer Linken dunkler Wald auf. Zu ihrer Rechten war steil abfallender Fels; aus verborgener Tiefe klang Wasserrauschen. Ein braunes Holzkreuz stand auf der äußersten Felsplatte, an dessen Stamm stak ein einziger rostiger Nagel und hielt das verwitterte Glied eines zerbrockelten Heilandsbildes.

Der Pfarrherr hielt vor dem Felsen an. Von der Stelle, wo er stand, sah er das Mattenthal weit sich aufthun. Grünende Lehnen bildeten seinen Eingang, aber an den hohen Hängen lag noch Schnee. Eine graue Mauer schimmerte der Susten herüber, über den ein böser Ausweg aus dem scheinbar verschlossenen Thale

war. Dunkle Wolken standen über dem Berg, hingen wie fallende Vorhangsfalten bis auf seine fahlen Gletscher hinab.

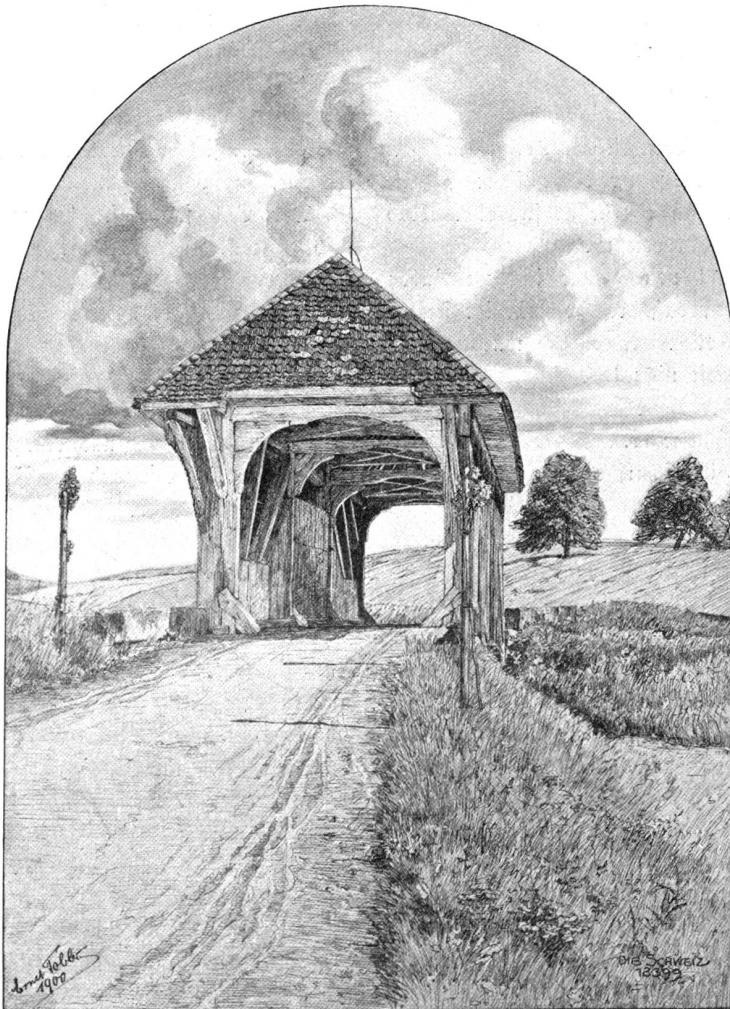
„Ich brauche nur dahinein zu steigen,“ sagte der Albin halb zu sich selber.

Der Pfarrherr ließ den Blick nach dem jenseitigen Mattenbachufer gehen. Dort wie hier fiel grauer Fels steil zu dem in großer Tiefe brodelnden Bach ab.

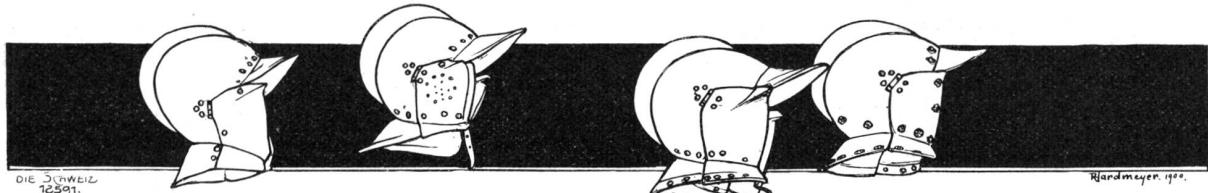
Kümmerliches Buschwerk wurzelte in den Rissen und Spalten und genügsame Wettertannen hatten auf dem kargen Felsgrund Wurzel geschlagen.

„Nach dem Sustenweg brauchst du nicht zu schauen,“ sagte der Pfarrherr. „Dort sieh hin. Was sagst du zu der Hütte?“

Der Albin folgte mit dem Blick der Hand des Pfarrherrn, der nach einem saftgrünen Mattenfleck hoch oben am Gefelse wies. Gleich einer Dose in der Steinwüste lag die Steinwandmatte da oben. Wiederum war sie wie eine Burgzinne; hinter ihr stieg die schwarze Wand auf, zu ihren beiden Seiten war ein schmales Wald-



Gedeckte Brücke über die Glatt bei Wettisellen.
Originalzeichnung von Ernst Tobler, Zürich.



Schweizerisches Landesmuseum: Weiße Burgunderhauben, zweite Hälfte des XVI./XVII. Jahrh.

band. Ueber dieses führte der Pfad, der allein Zuweg zu dem verlorenen Winkel gab. Am vorderen Rande der Matte war senkrechte Fluh. So schnurgerade senkte sich dort der brüchige Fels in die Tiefe, daß ein Stein, der von der Matte fiel, nicht eher auffschlug, als bis er in den kochenden Gißt des Mattenbaches sprang.

„Die Steinwandhütte meint Ihr?“ fragte der Albin. „Was soll's mit der und mir?“

„Die will ich dir geben, Bub!“

Der Albin erschrak. Was jung an ihm war, hing vor der Weltabgeschiedenheit der Steinwandhütte.

Der Pfarrher fuhr in seiner Rede fort: „Hütte und Matte sind ledig. Ich erstehe sie für dich. Und du sollst den Kaufpreis abverdienen.“

Da quoll ein Gefühl von Freude in dem Buben auf. Er fühlte heraus, daß der Hochwürdige seinem Leben ein Ziel geben wollte. Aber noch wurde er die Furcht vor der Einsamkeit nicht los.

„Der Baumann, der letzte Steinwandler, ist vergoldstags worden,“ stammelte er.

Der Pfarrherr sah ihn scharf an.

„Und vergoldstags wird jeder werden, der auf das arme Gut kommt, werden sie im Dorf unten reden,“ sagte er mit einer eigentümlichen Betonung. Ein langsames Erwachen kam über den Albin. Mit einem Glimmen in seinen Augen begann es. Die Wangen röteten sich ihm leise erst, dann heißer.

„Ihr meint,“ stotterte er.

„Du sollst denen da unten zeigen, was ehrliche Arbeit kann!“

Die Erregung des Albin wuchs. „Und —“ begann er.

Der Pfarrherr ließ ihn nicht ausreden. Noch immer den Blick fest und zwingend auf ihn gerichtet fuhr er fort: „Verlorene Achtung ist schwer wieder zu gewinnen. Es entzückt sie keiner. Aber, allmählich, allmählich — laß Zeit — kommt sie selber wieder, wenn einer Recht thut und nicht nach ihr ausschaut. Ich will dich in die Steinwandhütte setzen, weil es gut ist, wenn du aus dem Bereich der Leute bist! Wenn du leben willst, wirst du hart arbeiten müssen. Thust du's, werden sie zu Anderhalben reden: „Länger treibt er's als wir gemeint haben.“ Dem wird die Rede folgen: „Schaffen thut er doch, der da oben.“ — Und später: „Zuleid lebt er just niemand!“ Eines Tages wird einer dich grüßen! Um Tage später

ein anderer. Allmählich muß eine Zeit kommen, wo die Bravheit des Steinwändlers in aller Mund ist! Dann ist die Zeit, daß die Mauer eingerissen werden kann, die leidige Mauer zwischen Gut und Böß, die nur Geduld bricht! Verstehst du mich, Bub?“

Des Albin Atem flog, ein jähes Licht brach aus seinen Augen: „Ja,“ preßte er heraus. Und dann: „So muß es werden!“

„Mehr Bub, mehr! Heraufkommen müssen Sie einmal von Anderhalben, dich herab zu holen! Du sollst mir kein Einsiedler bleiben! Weißt du, was ich von dir erwarte, Albin Indergand?“

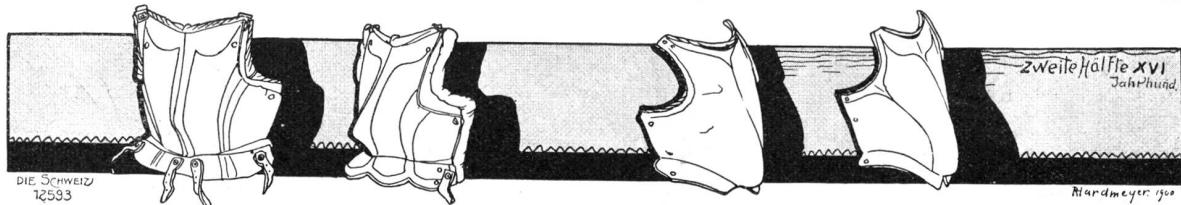
Der Bub sah auf. Es war, als hätte sich sein Leib gestreckt, während die heiße Redeglut den stillen Pfarrherrn forttrieb.

„Der Herrgott hat einen Starken aus dir gemacht! Nützen mußt du die Kraft, zum Guten nützen, wie sie dich zum Bösen fortgerissen hat. Und wenn du geworden bist, wie ich meine, Bub, dann — dann brauchen die da unten nicht lang nach einem zu suchen, wenn ihnen ihr Kopf und ihr Verstand, der Präses, der Zunbrunnen, einmal verloren geht!“

Der Albin hatte sich hinweggewandt. Er trat bis an den äußersten Rand des Kreuzfelsens vor. Sein Blick ging sehnfütig hinauf nach der Matte, auf der im Schatten des nahen Waldes ein arme, sturmabraune Hütte stand. Während er noch staunte und in seinem Innern eine Flut von Hoffnungen und Entschlüssen wogte, glitt über die Steinwandecke eine leise goldige Helle. Sie war nur flüchtig, das Huschen eines Sonnenstrahls, den eine Wolke wieder löschte, aber für einen Augenblick war das grüne hohe Eiland wie von heimlichen Fackeln erleuchtet gewesen. Da schwoll das Herz des Albin der neuen Heimat entgegen. Beide Hände streckte er aus und fasste des Pfarrherrn Rechte. „Ihr — Ihr — ich kann Euch nichts sagen jetzt — aber — wenn das Land mein ist, kommt es mir sagen, ich warte Euch dort!“ Er riß sich los und stieg am Berge thalwärts, dem Stege zu, der ans andere Ufer leitete.

17. Kapitel.

Jetzt war es zu Anderhalben laut: Der Pfarrherr hatte das Steinwandgut erstanden! Unter der Hand! Keiner hatte davon gewußt, bis der Kauf vollzogen gewesen war. Weil es so heimlich gegangen war, empörten



Schweizerisches Landesmuseum: Brustpanzer, zweite Hälfte des XVI. Jahrh.

sich die, die gerne von allem wissen, um es weiter reden zu können.

Dann kam die Nachricht wie ein Wirbelsturm ins Dorf gefahren: „Wißt Ihr, für wen er da oben gekauft hat? Für den schamlosen Bub, den Indergand, dem Totschläger seinen! Gewohnt hätte der schon Tage lang da oben, wußte einer zu erzählen.

Das Dorf wurde lebendig, wie der Ameisenhaufen, in dem ein Stock stört. Nachbar rannte zu Nachbar.

„Seht den Pfarrherrn an, den scheinheiligen, den überfrommen! Jetzt leistet der der Sünde Vorschub!“ Das schrien sie zuerst aus. Aus dem Zweifel an des Pfarrherrn Würdigkeit, der in dem ersten Aufruhr laut wurde, wurden alle die schönen Dinge geboren, die sie nachher redeten.

„Wo mag er das Geld zum Landkauf her haben, der Pfaff? Reich ist er doch nie gewesen. Dem Kirchengut wird er's abgestohlen haben! Ein Verdrehter ist er immer gewesen! Und meint jetzt, wir ducken uns und lassen den Schandbuben in unseren Grenzen sitzen! Fort muß der, und der Pfaff, thut er nicht recht, kann ihm nachreisen!“

So schmähten sie unter sich. Und der Sturm wuchs. Ein paar Eifrigie liefen zum Präses: „Was er meine, daß dem Pfarrer und dem Buben zuleid geschehen solle?“

Als diese wieder zurückkamen, hatten sie halb verdrehte, halb zornzuckende Mienen. Der Präses hatte sie wenig freundlich empfangen. Sonderbar in sich zusammengesunken hatte er dagesessen, mit düsterer Stirn und halb geschlossenen, lauernden Augen. „Sie sollten es ausmachen mit dem Pfarrer!“ hatte er gesagt. „Er mische sich in die Sache nicht! Aber alles brauchten sie dem da oben auf dem Kapellenhügel nicht hingehen zu lassen.“

Alles brauchten sie ihm nicht hingehen zu lassen! Das Wort hatten sie aufgefascht und es zündete. Der Zorn und die Entrüstung machten die Anderthalder fast mündig. Sie handelten zum ersten Male ohne den Präses. Ein paar Männer vom Rat, ein paar andere Lautsprecher dazu kamen zusammen.

„In der Gemeinde ist eine Unthät geschehen, ein Mädchen entführt und anderes Ungehörige verübt worden, verübt von einem, der des Teufels Geleitbrief von Haus aus bei sich hat. Soll die ganze Gemeinde in Verzug kommen, indem sie das ruhig mit ansieht, den

Kerl straflos ausgehen, ja in ihren Grenzen wohnen läßt!“

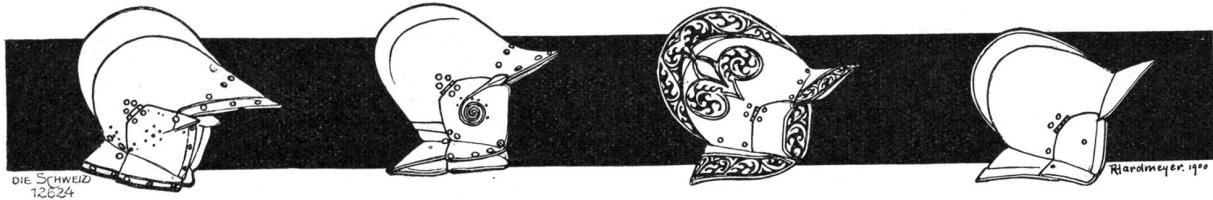
Als einer, der das Schönreden verstand, so gefragt hatte, flammt die Empörung völlig auf.

„Beim Eid, so schlecht sind wir nicht!“ klang es von allen Seiten.

Von denen, die sich versammelt hatten, den Ruf der Gemeinde zu retten, wurden drei bezeichnet, die mit dem Pfarrherrn zu reden hätten. Am folgenden Tag wollten diese zu ihm gehen. Aber am Abend der Versammlung schon warf einer, dem es zu lange dauerte, heimlich dem Hochwürdigen drei Fenster ein.

Dann traf es sich, daß der folgende Tag ein Sonntag war. Die drei Volksboten, die den Pfarrer heimsuchen sollten, kamen am Kirchweg zusammen. Weil aber das Mägglockenläuten schon über ihren Köpfen hinschwang, so wurden sie einig, erst nach dem Gottesdienst ihren Besuch abzuthun. Es war ihnen einweg nicht wohl um's Herz, und sie atmeten heimlich auf ob der Gnadenfrist, die ihnen die Glocken ansagten. Sie blieben noch beratend am Fuße des Kirchwegs stehen, viel Volks ging an ihnen vorüber, es lag heute etwas in der Luft, was den Lauesten der Dörfler in die Kirche zog; aber war nicht des Pfarrherrn Wortgewandtheit wie zu früheren guten Zeiten. Zuweilen blieb ein Ginge-weihter bei den drei Wartenden stehen. Und über den Kirchweg hinauf, hinein durch die Kirchenthür und in alle Stühle lief die Rede: „Heut' wird sich's entscheiden mit dem Pfarrherrn!“ Die Herzen der ganzen Gemeinde hüpfen vor ungeduldiger Erwartung, wie sich der Pfarrherr heute auf der Kanzel stellen werde. Die Kirche wurde voll von Menschen und übervoll. Im Schiff hockten sie so dicht und verträglich in den Bänken, als wäre eine nie geförderte Freundschaft zwischen allen, vom ersten bis zum letzten. Neben der Orgel auf der Emporkirche standen sie einander auf den Füßen herum.

Die Glocken läuteten noch immer, schön, lautstimmig. Sie läuteten in den goldigen Sonnenchein eines warmen Frühlingstages hinein. Die Kirche war von ihren Klängen erfüllt. Aus der Sakristei drang Weihrauchduft, der die Sinne gefangen nahm, und die Sonne legte kleine goldene Licht-Schalen auf die breiten Gipsgeimse der Fenster. Die Heinrike Zumbrunnen, die in ihrem schwarzen Gewand in der zweitvordersten Weiberreihe stand, lauschte dem Läuten, sah die heilige



Schweizerisches Landesmuseum: Weiße Burgunderhauben, zweite Hälfte des XVI./XVII. Jahrh.

Himmelshelle, die den Lichtschein der ewigen Lampe zu einem roten Fünklein erniedrigte und fühlte sich von einer großen Andacht überkommen. Aber sie war vielleicht die einzige Andächtige im Raum. Die andern waren von einer verborgenen Unruhe ergriffen, hatten vergessen, wo sie waren und saßen wie auf Schaubühnenbänken. Ihr Spieler, der Pfarrherr, kam lange nicht, so lange, daß die Ungeduld der Bauern zu Mifzmut wuchs und in den hintern Männerbänken ein Scharren und unfrommes Husten anhob. Und just als ganz deutlich eine freche Rede laut wurde, ob heute keine Predigt sei, trat der Pfarrherr aus der Sakristei.

Ein Räuspern lief durch die Reihen der Bauern. Ein paar ängstlichen Weibern stockte der Atem. Alle Blicke hingen an dem Hochwürdigen. Der beugte das Knie vor dem Hauptaltar. Da verstummten die Glocken. Die jähre Stille legte eine sonderbare Gespanntheit auf die Versammelten.

Der Pfarrherr wendete sich um. Die Hände auf sein Buch gelegt, schritt er in seinem schwarzen Gewande langsam die Stufen zur Kanzel empor. Als er oben ankam, trat er ganz nahe an die Kanzelbrüstung, legte das Buch vor sich hin, die beiden schlanken Hände gefaltet darauf und betete. Sein Haupt war leicht gesenkt, sein Gesicht ruhig und voll Frieden. Das Licht eines Fensters fiel auf seine weiße schöne Stirn, und im Scheine dieses Lichtes sahen die Anderhaldner, daß ihr Pfarrherr unter ihnen alt geworden war. Wie frisch gefallener, noch spärlicher, erster Schnee lag das Weiß der späten Jahre auf seinem braunen Haar. Während er betete, spähten sie ihn aus; nun neigte er sich nieder, küßte das heilige Buch und dann, die Hände fest auf das Kanzelgesims legend, that er seine Augen auf und schaute über sie alle hin mit einem langen, ernsthaften, halb mitleidigen, halb liebevollen Blick. Er wußte, was im Dorfe vorging, er hatte den Kampf, der ihm bevorstand, vorausgesehen, und er fürchtete ihn nicht. Warum sollten seine Bauern anders sein, als andere, die vor ihnen „Hostannah“ und darnach „erucifige“ gerufen! Wie er so über ihnen stand, war die Erinnerung an jene Stunde in ihm, als die gleichen Menschen in seine Hütte gedrungen waren, ihm, dem dem Tode beinahe verfallenen ihre große Anhänglichkeit zu zeigen! Die Dankreden jedes einzelnen fielen ihm ein und das Bewußtsein kam ihm, was er alles für sie in guten und

schlimmen Zeiten 'gethan hatte. Der Friede in seiner Seele wuchs und mit seinen großen friedevollen Gedanken stand er über ihnen und sah sie an, bis sie die Blicke vor seinen stillen Augen senkten.

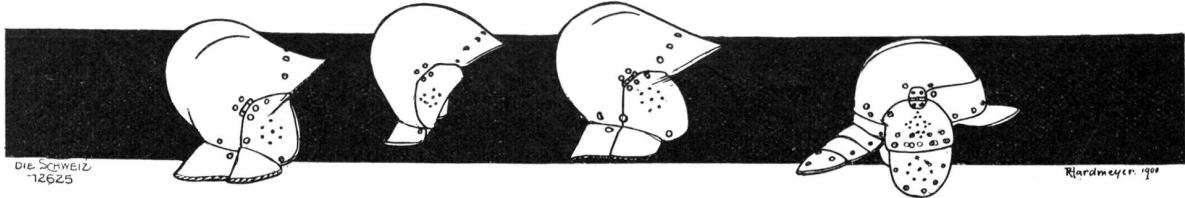
Dann sprach er die Textesworte seiner Predigt: Ev. Lukä, Kapitel 6, Vers 37: „Nichtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet. Verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammt. Vergebt, so wird euch vergeben.“

Einzelne Köpfe fuhren trozig auf, als er in seinem herzwarmen Ton die Worte sprach. Aber wenn sie seinen Augen begegneten, wendeten sie die ihren seitab. Nach einer kurzen Pause begann er zu reden. Leise zu Anfang, als spräche er zu einem einzigen, der ihn in seiner Stube aufsuchte. Es war weder in Wort noch Ton irgend etwas, daran ihr Zorn hätte wachsen können:

„Und Christus ging hernieder mit ihnen, und trat auf einen Platz im Felde!“ So begann er von dem predigenden Christus zu reden. Als er zu seinem Textworte kam, schwoll seine Stimme: „Nichtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet! Wer die Welt durchzöge und suchte, der fände lauter Richter und keine Schuldigen, denn keiner trägt an eigener Schuld so schwer, daß er sich nicht über einen andern erhöbe! Richter, Richter wollet ihr alle sein. Auf hohen Stufen steht ihr mit ausgestreckten Händen, und zeigt hinunter auf die Brüder, die euch mißfallen: Sehet die Schuldigen! Alle Hände sind gerecht, keine aber griff barmherzig hinunter, einen der Sünder empor zu ziehen. Hier die Verdamner, dort die Verdamten! Einmal meine liebe Gemeinde, will ich es dir noch sagen, ehe auch ich zu den Verdamten gehöre: Es ist keine Barmherzigkeit unter den Menschen, es ist keine unter euch. Keine Strafe geht von den Gefallenen, den durch That oder Vermächtnis zu Sündern gestempelten, zurück zu euch Richtern, zu denen, die auf den hohen Stühlen der Güthet sitzen. Die Brücken sind abgebrochen. Das ist seit Jahrhunderten so gewesen! Es wird so bleiben, denn wer wäre ich einziger Mann, daß ich es änderte. Aber ihr Richter, wisset ihr, wie bald es sein wird, so steht ihr jenseits jener niedergegriffenen Brücken, selber der Vergebung bedürftig, selber die Sünder! Das eben vergesst ihr, daß ihr Menschen seid! Ihr alle diesseits und jenseits, Verdamner und Verdamte, eures Menschenthums vergesst ihr und eurer Schwachheit, die euch



Altes Berner-Bauernhaus mit Strohdach.
Für „Die Schweiz“ gezeichnet von Karl Gehri, Münchenbuchsee.



Schweizerisches Landesmuseum: Weiße Burgunderhauben, Anfang XVII. Jahrh.

menschlich macht. Daß ich mit den Stimmen Gottes zu euch reden könnte, mit den Stürmen, die an euren Hütten rütteln, mit den Donnern, die grossen und rollen, daß die Steinwände eurer Täler zittern, mit den Wildwassern, die über eure Matten, euren Reichtum kommen: Menschen seid ihr und vor seiner schlimmen Stunde ist kein Mensch sicher! Die ihr so hoch auf euren Richterstühlen steht, laßt mich euch anschauen, einer um den andern, tief hinab bis in der Seele Grund. Seid ihr ganz ohne Fahl? Und wäret ihr fehllos, ist euer Leben zu Ende gelebt? Hüdet euch, ihr alle, wie ihr da steht, vor eurer schlimmen Stunde! Jeder, und sei er mit siebenfachem Panzer der Würdigkeit gewappnet! Denn ihr seid Menschen! Und Menschen steht nicht zu, zu richten über ihresgleichen!"

Der schmächtige Mann wuchs über sich selbst hinaus. Sein Leib reckte sich über die Kanzel empor, sein Blick umfaßte sie alle, und seine Stimme, die schon immer voll Wohlklang gewesen war, klang wie hallendes Erz.

Die Männer und Weiber in den Stühlen duckten sich. Eine Weile übermannte sie die Überraschung, daß er ihnen mit seinen Vorwürfen zuvor kam. Sie dauerte just so lang, als die Predigt und die nachherige Messe dauerten. Auch als die Kirchenthür sich aufhat und auf dem Heimweg sich Gruppe um Gruppe zusammenfand, die Worte des Pfarrherrn zu besprechen, war noch einer und der andere, der sich hören ließ: „Reden kann er, der Pfarrherr, so einen haben wir da oben noch keinen gehabt!“

Aber andere eiferten: „Was? Vor den Kopf stoßen will der uns! Aufbegehren will er noch. Da kommt er an die Unrechten.“

Die letzteren waren die eifrigeren und lauteren. Sie drängten sich durch die Menge, waren bald da und bald dort, bis es ihnen von allen Mäulern wieder klang: „Krieg will er haben, der Pfarrherr, gut, haben soll er ihn, und es wird sich zeigen, wer den Posten verliert!“

Eine Stunde später wußte es schon das ganze Dorf: „Wenn der Pfarrherr nicht den drei Abgesandten in allen Forderungen entgegenkam, wenn er nicht Abbitte leistete, so konnte er gehen, gutwillig oder mit Gewalt.“

Um dieselbe Stunde standen die drei Bauern vor dem Pfarrherrn. Sie hatten sich in der Schenke des Fürgers-Helix den in der Kirche wacklig gewordenen Mut

erfrischt, ihre schweren Schuhe hatten den Fußboden unter selbstbewußten Tritten dröhnen gemacht. Nun standen sie in des Pfarrherrn blanker Stube, drei hagere, sehnige Gestalten mit wetterzähnen Zügen und drehten die Filze in den braunen Händen. Um die Lippen hatten alle drei eine Art Lächeln sitzen. Es war ein Schein, der hätte freundlich sein sollen, aber giftig und störrisch war. Und eben setzte der jüngste von ihnen, der das lauteste Maul hatte, der Senn und Viehslächter Melch Burfluh, dem Hochwürdigen auseinander, warum sie gekommen wären, meinte wohlgefeßt und milde zu reden, und führte eine Sprache, die grob genug war, dem Pfarrherrn das Rot in die Wangen zu jagen.

„Warum er die Gemeinde in Beruf bringe mit dem schlechten Menschen, dem Indergand-Albin! Ob er von dem ablassen wolle oder ob er meine, die Gemeinde fähe ruhig zu, wie er ihr und allem Gehören zuleid lebe!“

Der Pfarrherr, der sich eben zum Mittagmahl hatte niederlassen wollen, als sie ihn überfielen, legte die Hände auf den Rücken, schritt an seinen Fenstern einmal hin und einmal her und lächelte: „Wie eine Kriegserklärung känge das!“

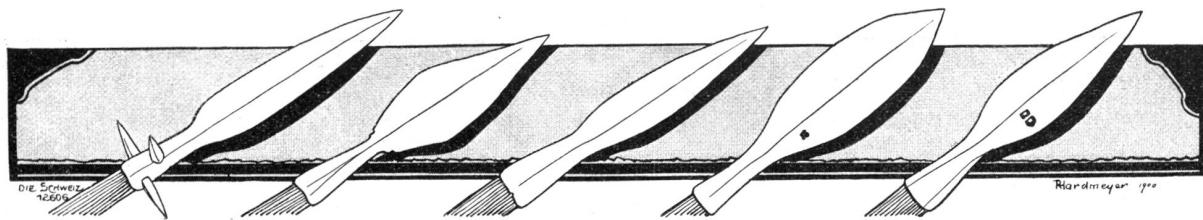
Sodann sprach er weiter zu ihnen: Der Indergand-Albin sei ein armer Mensch. Ein Pfarrherr stoße keinen Armen von sich. Sie sollten heimgehen und das Gleichnis vom verlorenen Sohn in ihrer Bibel suchen!

„Ja, ja, ja, ausspotten ließen sie sich nicht,“ murmten die drei einander zu. Als dann ergriff wieder der Melch das Wort: „Was mit dem Indergand zu thun wäre, das wüßten sie schon. Der würde bei der ersten Gelegenheit Landes verwiesen. Der Pfarrherr — hier glitt des Bauern Blick scheu zur Seite, — möge nur sagen, ob er wolle, daß es ihm auch so gehe.“

Und der Pfarrherr wendete sich, die herabhängenden Hände lässig gefaltet, ihnen zu: „Wisset ihr was, Männer! Wegweisen kann mich keiner von euch, nun ihr mich einmal gewählt habt. Nur wenn mich der Bischof von dieser Stelle nimmt, gehe ich und darf ich gehen.“

„Bischof? Hol der und der den Bischof!“ Sehen wollten sie noch, ob er nicht werde gehen müssen!

Damit war die Unterhaltung auf eine heiße Höhe gekommen. Die drei Bauern hatten blutrote Köpfe, und die Ehrfurcht war ihnen so ausgegangen, daß sie



Schweizerisches Landesmuseum: Spießlöffel.

alle drei die Hütte auf die Haare drückten. Der Pfarrer allein blieb immer derselbe, sah sie fest an und sagte fast scherzend: „Wollt ihr mich mit Gewalt aus dieser Hütte werfen, Männer? Zwei Fäuste genügen, es bedarf nicht vieler; denn ich habe nie mit meines Leibes Kräften geprahlt. Aber dennoch, ich kame euch immer wieder; denn, die Pflichtketten sind stärker als eure Fäuste.“

„Faselt nicht, Ihr!“ fuhr der Melk auf, dem alle Beherrschung verloren ging. „Fort müßt Ihr und müßten wir Euch tot — —.“

Einem der drei war das zu viel. Er überschrie des Melks letztes Wort. „Nein, nein aber allen Ernstes, Pfarrherr. Wollt Ihr freiwillig gehen oder — —.“

Der Pfarrer war bleicher geworden. Der Melk, den der Zorn in schlimmen Fängen hatte, hatte ihm die Fäuste dicht vor's Gesicht gehalten. Nun legte der Hochwürdige die Hand um den Knauf eines der Fenster, davor er stand und hob den Oberleib um ein Weniges höher.

„Erzürnt euch nicht zu sehr, Männer! Geht! Wir haben einander nichts mehr zu sagen!“

„Wollt Ihr gutwillig fort?“ schrie der Melk, der jedes andern Zweckes vergessen hatte.

„Nein,“ sagte der Pfarrherr. „Ich sehe ja, wie sehr ihr mich braucht.“

Sein Gesicht war bei der Rede von einem Ausdruck durchsonnt, wie ihn die Gläubigen vordem getragen haben mochten, die um ihres Glaubens willen Marter und Tod gelitten.

Die drei Bauern stießen noch ein paar drohende Worte durch die Zähne. Der hinterste wandte sich kurz ab und trat aus der Thür. Die zwei andern zuckten die Schultern, sahen den Pfarrherrn mit zornigen Augen an, murerten ein: „So lebt wohl,“ das wie ein drohendes „Wir kommen Euch schon wieder“ tönte und gingen dem ersten nach.

Der Pfarrherr ließ sich an seinem Tische nieder, aber es war ihm nicht ums Essen. Er lehnte sich an die Fensterwand und schaute durch die Scheiben nach den grünen Lehnen. Die Farbe des Junggrases leuchtete warm aus den grauen Steinen, über die Halde und den dunkleren Wald war ein freundlicher Lichtschein gebreitet. Was er schaute, war ihm lieb seit Jahren; der Gedanke, es verlassen zu müssen, machte ihm das Herz schwer.

Die Agatha weckte ihn aus trübem Nachsinnen. Sie war in die Stube getreten und trug ihm das Mittagbrot auf. „Was müßt Ihr von ihrem Toben denken!“ sagte sie, als sie zum Tische trat. Sie schämte sich der eigenen Landsleute.

Der Hochwürdige sah auf; er lächelte schmerzlich: „Sie sind ein unlenkbares Volk! Wo sollen sie Weichheit lernen, da um sie Wildheit und Rauheit ist. Ich trage ihnen nichts nach.“

Die Agatha sagte nichts dawider. Sie ging hinaus und kam wieder zurück. Dabei fand sie den Pfarrherrn noch immer in Sinnen verloren. Er hatte noch keinen Bissen berührt.

„Esset, Herr! Lasset's Euch nicht zu sehr verdrießen!“ sagte sie und setzte sich ihm gegenüber an den Tisch.

Da sah er sie ernsthaft an. „Du wirst mir nicht mehr manches Mahl richten, Agatha.“

Sie blickte auf und errötete jäh. Ehe sie fragen konnte, fuhr er fort: „Ich meine, du solltest mich allein lassen.“

„Ich?“

„Es wird dir nur schaden, wenn es heißt, daß du länger bei dem verschrienen Pfarrer ausgehalten hast! Geh, — morgen schon! Eine wie du findet leicht bessere Unterkunft!“

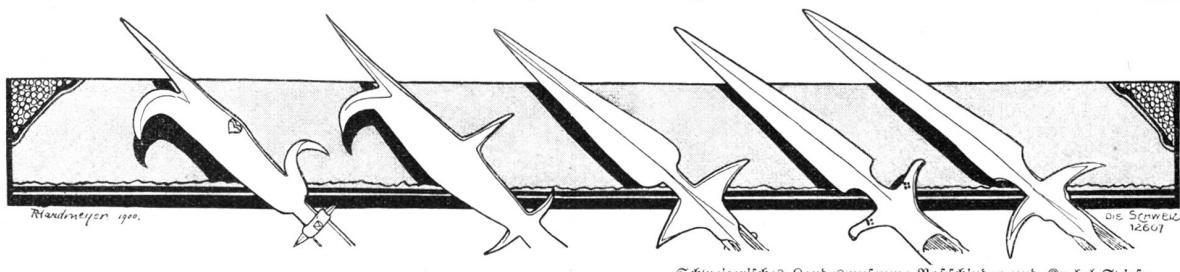
Ein Ruck ging durch die Gestalt der Agatha. Die Muskeln ihrer Arme spannten sich wie bei einem streitbereiten Manne. Ihr Kopf saß zurückgebogen im Nacken.

„Meint Ihr, daß ich so furchtsam bin! Ihr seid gegen mich immer recht gewesen. Anderem frage ich nicht nach. Wenn sie den Herrn verjagen, so sollen sie auch die Magd.“

Sie hatte ein paar Bissen gegessen, nun stand sie auf.

„Aber sehen will ich doch noch, ob sie nicht zu Verstand kommen! Mit ein paar will ich reden, die ich noch vom Vater her kenne. Zu weit werden sie es nicht treiben!“

Sie ging und vergaß die Mahlzeit. Auch der Pfarrherr saß, ließ seinen Teller unberührt und versank in tiefe Gedanken. Er verließ die Stube nicht an diesem Nachmittag. Einige nötige Arbeiten that er nachher, schritt eine Weile wiederum stinnend auf und ab und trat zwischen hinein einmal ans Fenster, um lange hinauszusehen. Beim ersten Mal fiel ihm auf, daß der



leise Goldschein, der über den Halden gelegen, erloschen war. Ein sonderbares Dämmerlicht schien mitten am Tage auf das Thal zu sinken. Der Himmel war gleißend grau und nordwärts, den Windgellen zu, stand ein phosphorgelber, hell leuchtender Lichtstreif. Als er zum zweiten Male zu den Fenstern trat, geschah es, weil die Stube dunkel geworden war wie vor plötzlicher Nacht. Und als er hinaufschaut, sah er einen riesigen schwarzdunkeln Schatten auf die Kapelle, seine Hütte und den Hügel fallen, während über den Ostbergen und Halden noch immer der fahle Widerschein des weißgrauen Himmels lag. Da ging er vor die Hütte hinaus, um besser Ausschau zu halten und fühlte eine warme schwere Luft ihm entgegen schlagen. Es war seit vielen Tagen im Hochgebirge ein starkes Tauen gewesen. Bischende Wildwasser sprangen von allen Steinen, die Neuf und der Mattenbach grollten in ihren Betten, es scholl nach Anderhalben hinauf, als ginge ein Wettern im Erdinnern. Des Pfarrherrn Blick ging nach Westen. Dort war es Nacht mitten am Tage. Aus dem Schlimmwetterthal von Matten her wälzten sich schwarze, mit schweren Säumen die höchsten Tannen streifende Wolken. Zuweilen schoß mitten aus dem schwarzen Qualm ein weißes Räuchlein, jagte gleich einem flüchtigen Schemen über dunkeln Grund und versank, wie es gekommen war. Ganz fern vom Suosten her klang ein kaum je verstummendes Murren.

Gewitter, so früh schon im Jahr, dachte der Pfarrherr. Dann schaute er auf das Dorf hinab, das ihn sonderbar still däuchte. Die Dunkelheit lastete über den Hütten und wie ein Atmen der Angst ging es durch die Gassen. Da begann auch ihn eine seltsame Bangigkeit zu bedrängen. Und der Gedanke, das Thal verlassen zu müssen, wo er heimisch geworden war, wurde ihm bitterer.

Als er in die Hütte zurücktrat, ließ ein Krachen ihre Wände zittern. Es war, als bräche der Himmel in Stücke. Dann nahte sich das Wetter.

Der Pfarrherr entzündete Licht in seiner stillen Stube. Dann legte er die Blätter vor sich hin, in denen er seit seinem Einzug von sich und anderen Rechenschaft gegeben hatte. Schwerer Regen schlug an die Scheiben, als er sie auseinander breitete. Dann hob ein Stürmen und Toben an wie es noch nie über Anderhalben gegangen.

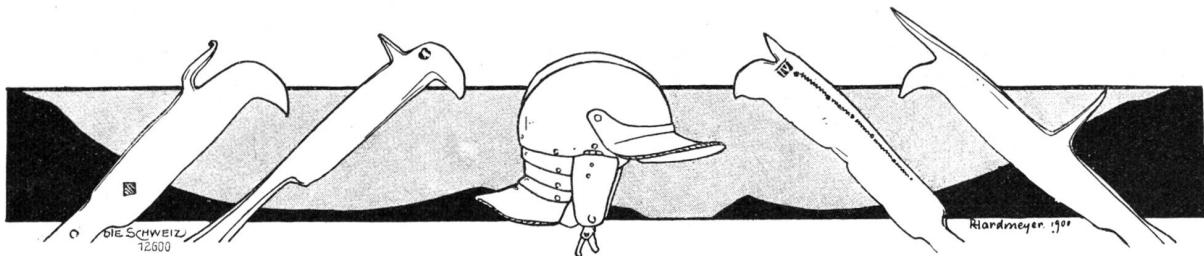
Und während es draußen war wie grimmer Schlacht lärm und das Gebälk der Hütte in allen Fugen ächzte, schrieb der Pfarrherr das nieder, was er gleichsam einen Scheidegruß an seine Berggemeinde vermeinte.

„Mein Leben dachte ich hier oben zu beschließen und rechnete mit den Zahlen der Bibel die mir gebliebene Zeit nach Jahrzehnten. Nun habe ich kaum mein fünftes begonnen, mein Leben ist, wenn ich Gottes Meinung errate, noch kaum dem Tode reif, aber meine Zeit zu Anderhalben wird nicht lange mehr sein. Warum? Es ist gut, daß ich diese Blätter habe, die mir sagen, was ich von diesem meinen Volk erwartete. Vielleicht wäre ich menschlich und klein genug zu widerreden, was ich damals von diesen Anderhalbenern sagte: Sie sind ein starkes und herbes Geschlecht.

Sie sind ein starkes und herbes Geschlecht. Ich will es auch heute sagen. Was ihnen ihr Recht scheint, das halten sie fest auch gegen die Kirche, gegen den Pfarrherrn, sie thäten es wohl gegen einen viel, viel Höhern, den ich nicht unmöglich nennen will. Es hat sich gefügt, daß ihr Recht nicht das meine ist, daß dieser Zwist kommen mußte, daß ich anders denke über Gut und Böse, daß sie denken wie eine Welt und meine Gedanken die eines Einzigen sind. Es ist mir leid, denn Volk und Land sind mir lieb. Ich sehe es jetzt, da ich meine Worte aus der Zeit meines Kommens lese: Ich bin stolz, in Leid und Freude ihr Hirt zu sein. Es reut mich kein Wort, das ehemals geschrieben wurde. Und — wenn ich daran sinne, daß ich gehen soll, ist mir bang. Sie verbannen mich aus einer Heimat. Wie die Linde bin ich geworden, von der sie sagen, daß sie von einer ihrer Lehnen genommen und verpflanzt nirgends gedeiht. Ich habe Wurzel geschlagen in diesem Dorfe und kann nicht fort.

Und so werde ich wiederkommen, wie ich es ihnen ange sagt. Wiederkommen und müßte ich mich in einer der Alphütten bergen wie zu Zeit mein — Albin.

Der Pfarrherr, als er den Namen seines Lieblings geschrieben hatte, legte seinen Kopf in die hohle Hand und sann nach. Er mußte daran denken, daß alle Unbill von Händen dieses Knaben über ihn kam, den er wie ein Wildreis am Wege aufgelesen hatte. Die Frage tauchte in ihm auf, ob jener dessen würdig sei, was er um ihn auf sich nahm! Und ebenso rasch griff er die



Schweizerisches Landesmuseum: Gertshellebarden und weiße Burgunderhaube.

Feder wieder auf und gedachte die Antwort niederzuschreiben:

„Ich muß an ihn glauben, wie an den Baum, in dessen Stamm noch Saft fließt. Ich kann mir nicht helfen, daß ich an keinem Menschen verzweifle, dessen Tage noch nicht zu Ende gelebt sind!“

In des Hochwürdigen Seele wallte die allmächtige Barmherzigkeit, die ihr allezeit innenwohnte, wallte der Glaube an das Gute, das er gleich einem heiligen Funken brennen sah in der Nacht eines Jeden, auch des Verworfensten, der Glaube, der seinem Dorfe und der Menschheit fehlte. Es geschah dabei, daß ihm wohl und leicht zu Mute wurde, daß ihm jeglicher Gross selbst gegen die schwand, die heute in seiner Stube ihm harte und unverdiente Worte gegeben. Er hätte auffstehen und in die Straßen hinausgehen mögen, um diesen Anderhalben zu sagen: „Verstehet mich, Ihr! Ich begehre nichts anderes, als Friede für euch und für alle. Und meinen Frieden will ich euch geben!“

Und während ihm Herz und Sinn erfüllt waren von einer großen Menschenliebe und Menschenfreundschaft, brach urplötzlich der Schrecken eines Donnerns und Lärms über ihn, wie er es nie vernommen hatte, so als teilten sich die Berge und begruben unter sich alles Leben, das in dem Schutz ihrer Schatten sich an-

gesiedelt. Der Pfarrherr fuhr auf, wie jeder unwillkürlich den Fuß zur Flucht wendet, den unvermutet eine erdrückende Gefahr überfällt. Ein pfeifender Windstoß machte die Hüttenplanken gieren. Dann war ein Beben, als thäte sich der Grund auf, auf dem die Behausung stand. Ein Knattern wie Kleingewehrfeuer folgte dem tosenden Lärm, Schreie aus Menschenkehlen tönten dazwischen und einmal, mitten im Dröhnen der fremden Stimmen, schlug der Schwengel der Totenglocke, die frei im Anderhaldener Turme hing, wie vom Sturm gerührt gegen das Erz.

Der Pfarrherr hatte sich ermannet, unbedeckten Hauptsel elte er aus Stube und Hütte. Auf der Aufzentreppe fand er die Agatha stehen. Sie suchte mit den Blicken das trübe Tageslicht zu durchbohren. Sie wies auf das Dorfende, wo der Weg das Neuthal hinanführte. Eine graue Rauchwolke hob sich dort vom Regengrau des Tages. Ein Schein wie von wachsendem Feuer zuckte rot inmitten des fahlen Dunsts. Geräusche klangen aus dem Dorfe heraus, wie das Durcheinandereilen jäh aufgeschreckter Menschen sie gibt.

Dann kam einer durch den schwer fallenden Regen die Pfarrgasse heraufgestürmt. Ein halbgewachsener Bub mit einem bleichen und verförmten Gesicht: „Der Berg ist gekommen, daß ganze Oberdorf ist verloren.“

(Fortsetzung folgt).

⇒ Einst. ⇌

Mein nannt ich einst ein friedlich Haus,
Wo rosenrot die Tage flossen . . .
Das Glück ging heimlich ein und aus . . .
— Still, still! . . . Die Pforten sind verschlossen!

Mein nannt ich einst den tiefen Wald,
Die Elfen woben bunte Träume . . .
Die Axt schlug ein, wie bald . . . wie bald . . .
— Still, still! . . . Gefällt sind alle Bäume.

Mein nannt ich einst die Nachtigall
Hoch schwebend über Busch und Wogen,
Sie sang mein Lied im Heimatthal . . .
— Stil! still! . . . Sie ist mir fortgeslogen!

Mein nannt ich einst ein treues Herz,
Wo ich geruht im selgen Frieden,
Es war mein Hort in Kampf und Schmerz . . .
— Still, still! . . . Es schlägt nie mehr hienieden!

Isabelle Kaiser, Beckenried.

